

Jakob Christoph Miville (1786–1836)
Wald- und Wurzelstudie (unvollendet),
um 1821
Öl über Feder und Bleistift
auf grundiertem Karton, 36 x 26.1 cm (Blatt)
Stiftung für Kunst des 19. Jahrhunderts,
Inv.1992.Z.679, Schenkung Hans Lanz

## Bildbetrachtung #6C

von Alisa Klay (ehem. Praktikantin Kunstmuseum Olten) Auszug aus einer Führung zum Thema «Grün» in der Ausstellung «Rendezvous – Kostbarkeiten aus den Sammlungen des Kunstmuseums Olten und der Stiftung für Kunst des 19. Jhs.», Kunstmuseum Olten, 2020

Farben gehören so selbstverständlich zu unserer visuellen Erfahrung, dass wir ihre Rätselhaftigkeit kaum hinterfragen. Dabei tritt der grüne Farbton in so vielfältiger Weise in Erscheinung wie er Farbnuancen aufzuweisen vermag.

Die Allgegenwärtigkeit von Grün in der Natur suggeriert uns ein beruhigendes Gefühl von Zuverlässigkeit, das jedoch auch dazu führt, dass Grün zu den unauffälligsten Farben zählt und den «Normalzustand» signalisiert, der durchaus sorglos missachtet werden kann. Sinnsprüche wie «Alles im grünen Bereich» mögen diese Tatsache verdeutlichen.

So ist es in gewisser Weise nachvollziehbar, dass Goethe den grünen Farbton in seiner Farbenlehre von 1810 als «einfach» und «unbedeutend» definiert und ihn als geradezu langweilige Farbe beschreibt, die, ganz der ihr von ihm zugewiesenen Eigenschaft der Nützlichkeit entsprechend, lediglich als passiver Hintergrund zu fungieren vermag.

Auch Runges Farbkugel (1810) oder Ittens populäre Farbstudien von 1961 (um nur die bekanntesten Farbtheorien zu nennen) weisen dem Grün eine untergeordnete Stellung zu, indem sie den Farbton als Sekundärfarbe deklarieren – und zwar lediglich deshalb, weil er sich aus den Primärfarben Blau und Gelb mischen lässt.

An dieser Stelle erscheint ein kleiner Exkurs in die Linguistik der Farbwörter überaus interessant: während man bei Grün – wie auch bei den Primärfarben – die Wendung «-lich» anfügen und einen Farbton somit als «grünlich» beschreiben kann, ist diese Möglichkeit bei den Mischfarben Orange und Violett nicht gegeben. Hier ist eine Unterscheidung nur durch die Annäherung an die ursprünglichen Primärfarben möglich, also etwa «Gelborange» oder «Rotorange». Auch die Bezeichnungen «Gelbrot» oder «Rotgelb» für Orange beziehungsweise «Blaurot» und «Rotblau» für Violett sind durchaus geläufig – stattdessen scheint es undenkbar, Grün als «Blaugelb» oder «Gelbblau» zu umschreiben.

Zudem liegt der Begriffsbildung von Grün ebenso wie derjenigen von Rot, Gelb und Blau eine weitaus längere Zeitperiode zugrunde als derjenigen von Organe und Violett, die erst im 17. Jh. zur Beschreibung von Blütenfarben kreiert wurden. – Rein sprachlich betrachtet, müsste Grün, ebenso wie Rot, Gelb und Blau, zu den Primärfarben gezählt werden.

Und auch, wenn die Stellung des Grüns in der Geschichte der Farbsysteme durchaus umstritten war, so ist die Frage, ob Grün aus der Mischung von Blau und Gelb resultiere, spätestens seit der chemischen Herstellung von Farben für die Maler obsolet geworden. Und wenn die Beschäftigung mit farbtheoretischen Grundsätzen, wie sie zuletzt zu Bauhauszeiten intensiv verfolgt wurde, gegenwärtig unbedeutend geworden zu sein scheint, so ist die Unterdrückung des Grün' anhand der hierarchischen Farbenteilung in unserem Bewusstsein doch nach wie vor fest verankert.

Leben, Wachstum, Gesundheit, Natur, Fruchtbarkeit – das sind Bedeutungsfelder, mit denen wir die Farbe Grün heute vorrangig verbinden mögen. Grün erweckt einen frischen, frühlingshaften, gar lebensbejahenden Eindruck, der primär durch eben jene fest verankerten Assoziationen hervorgerufen wird. So erscheint der Zusammenhang zwischen der Vegetation und dem Ausspruch «Grün ist die Hoffnung» augenscheinlich – erwacht die Flora im Frühling doch stets erneut zum Leben.

«In allen Pflanzen ist der Anfang der Farbe Grün, und die Knospen, die Blätter und die Früchte sind im Anfange von dieser Farbe. Auf diese Weise geschieht es, dass allem demjenigen, was aus der Erde wächst, die grüne Farbe zuerst angehört», stellte bereits Aristoteles fest und liess dabei unbeachtet, dass die Knospen sowie die ersten spriessenden Blätter bei vielen Pflanzen zunächst rot erscheinen.

Somit lässt sich der Wettstreit zwischen Grün und Rot, der aufgrund des Komplementärkontrastes vorherrscht, auch in der Natur wiederfinden. Bezüglich dieses Aspektes könnte man ferner anfügen, dass Chlorophyll in seinem chemischen Aufbau dem roten Hämoglobin des Blutes ähnelt, sodass das Leben tatsächlich in der Dichotomie von Grün und Rot beginnen mag. Allerdings ist festzuhalten, dass das pflanzliche Wachstum ohne das «Blutrot» bestehen könnte, jegliches weitere Leben ohne das «Blattgrün» jedoch nicht. So wird Grün zur elementaren Essenz des Lebens.

Der Regenwald, der vor Grün nur so strotzt, wird aufgrund seiner Undurchdringlichkeit unter anderem als «grüne Hölle» bezeichnet, die vor «schierer Wachstumswut Lebendiges unversehens auch wieder erdrückt». Gerade diese Unbändigkeit jenes Grüns, das wir in seinem Facettenreichtum weder bezwingen noch greifen können, erscheint uns geheimnisvoll und bedrohlich zugleich, sodass wir den Grund für unseren Kontrollverlust nur zu gern negieren, respektive meiden würden.

Dennoch lässt sich der Verdacht nicht leugnen, dass Goethe mit seiner Deutung des Grün' «Man will nicht weiter und man kann nicht weiter» in gewissem Sinne Recht behält. Denn wenn man Grün eingehend betrachtet, wirkt es einerseits vertraut und beruhigend, andererseits aber unnahbar und fremd. Es scheint trotz seiner zuverlässigen Präsenz durch eine vorsorgliche Distanz stets unabhängig zu bleiben. Während uns das vorauseilende Blau unmittelbar hinter sich herzieht, mag uns Grün nur zu umhüllen, um uns unterdessen unbemerkt den Weg zu versperren. Und auch, wenn wir wissen, dass die Farbe voller Leben steckt, wirkt sie paradoxerweise unbeweglich. Grün ist wie ein Bild, das wir lediglich von aussen betrachten, wie ein Film, den wir ansehen, ohne ein Teil von seiner Geschichte zu sein. Wie kann eine Farbe Bewegung verheissen und Ruhe suggerieren? Den Tod Lügen strafen und ihn gleichzeitig verbergen?

Die unvollendete Wald- und Wurzelstudie von Jakob Christoph Miville, entstanden um 1821, mag auf gewisse Weise das Charakteristikum der grünen Farbnuance bildlich verdeutlichen. Der Maler studiert in seiner Arbeit die Vegetation und zeigt dabei zwei verschiedene Bereiche, die doch ein Thema umfassen. Zuoberst Bäume, Gräser, Gebüsch – der für uns sichtbare Anblick der Natur – darunter das Wurzelgeäst, welches für uns unsichtbar im Erdreich verborgen liegt. Anhand dieser Metaphorik könnte man die Farbe Grün und ihre Allgegenwärtigkeit im übertragenden Sinne als Mysterium verstehen, das seine Geheimnisse nicht unmittelbar offenbart.

© Autor & Stiftung für Kunst des 19. Jahrhunderts, Olten

## Bildbetrachtung #6D

...

Wer teilt als nächstes seine/ihre Sicht auf dieses Bild mit den Vereinsmitgliedern?

Wir freuen uns, wenn Sie uns Ihre Bildbetrachtung per Mail (<u>freunde@sk19.ch</u>) zuschicken und damit in Zeiten, in denen wir keine Veranstaltungen durchführen können, zum virtuellen Austausch über ein Werk aus der Sammlung der Stiftung beitragen.

Wir werden Ihren Text in diesem Dokument ergänzen und anschliessend auf der Webseite von Verein und Stiftung für Kunst des 19. Jhs. für die Mitglieder zur Verfügung stellen.

Bitte vergessen Sie nicht, das besprochene Werk und Ihren Namen anzugeben. Vielen Dank.

Herzlich, der Vereinsvorstand